

# Ditzinger Heimatblätter

Folge 4 · August 1980 · Herausgegeben von der Stadtverwaltung Ditzingen

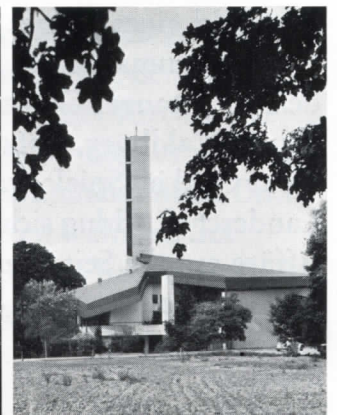
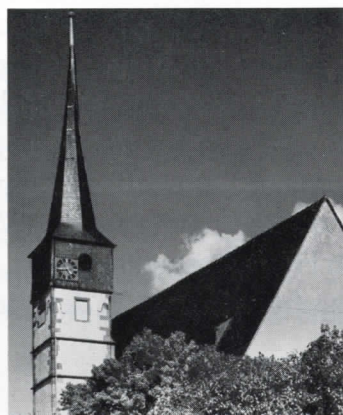
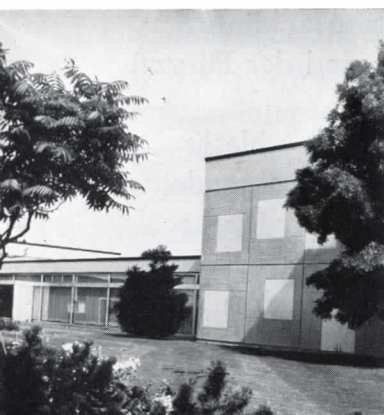
## 500 Jahre Ditzinger Kirchen

*Im Rahmen der Festwoche «500 Jahre Ditzinger Kirchen» hielt Dr. Wolfgang Irtenkauf am 7. Mai 1980 in der Konstanzer Kirche einen vielbeachteten Festvortrag über die Geschichte der Konstanzer und der Speyrer Kirche. Auf allgemeinen Wunsch veröffentlichen wir diesen Festvortrag in der Reihe unserer Ditzinger Heimatblätter.*

500 Jahre Kirchen in Ditzingen – nur 500 Jahre? Unser Festdatum 1980 richtet sich nach der in Stein gehauenen Jahreszahl 1478 an der Sakristei dieser Kirche. Der Bau muß damals abgeschlossen oder zumindest der Vollendung nahegestanden sein. Vor fünf Jahrhunderten also, irgendwann einmal im Jahr, Kirchweihe mit dem Bischof von Konstanz, der auf solche amtpflichtige Weise auch einmal den äußersten nordwestlichsten Sprengel seines riesigen Bistums, das von der Glems bis zu den Alpen reichte, erlebte, wofür er gut und gern über 200 Kilometer zu Pferd herreiten mußte. Dann Festpredigt, Pontifikalamt, gregorianische Gesänge,

Weihrauch in diesem Raum, ein oder mehrere Danklieder der Gemeinde, die feierliche Handlung wahrscheinlich ohne die Orgel, die sich eine Dorfkirche halt nicht leisten konnte, anschließend der Festschmaus, der – wir wissen das von Münchingen und Mauer – den Gemeindegeldbeutel hart traf, denn Bischof samt Gefolge ließen es sich schmecken nach den langen anstrengenden Stunden, die damals eine solche hehre Zeremonie in Anspruch nahm. Und, nicht zu vergessen, der geplagte Stadtkämmerer, so muß man angesichts heutiger Größenverhältnisse sagen, ein so geschundener Gemeindebeamter mußte die verzehrten Gerichte fein säuberlich in das Finanzbuch seiner Gemeinde eintragen und gestehen, daß der Jahreshaushalt dadurch schon zerrüttet war. Nein, aus seiner Sicht war so eine Kirchweihe samt Empfang und Essen schon eine recht harte Sache.

Der Weihende Bischof seinerseits hatte seine eigenen persönlichen Sorgen. Er war für einen Bischof direkt unanständig jung, so an die 36 Jahre: Ludwig von Freiberg, ein Ober-





schwabe aus der Nähe von Biberach, den die Konstanzer Domherren nie gewollt hatten, so einen jungen schon gleich gar nicht! Vorsichtshalber wechselten einige zur anderen Seite nach der eben getätigten Wahl hinüber, votierten, wofür sie vorher nie waren, für einen anderen Mann aus der mächtigen Adelspartei des heute nicht weniger mächtigen Hauses Waldburg, Otto Graf von Sonnenberg. Der rechtmäßige, vom Papst inzwischen bestätigte junge Bischof konnte der herrschenden Machtverhältnisse wegen seinen Bischofsitz Konstanz gar nicht betreten, er mußte in Radolfzell notdürftig residieren.

Im Lande Württemberg, unserem Ländle, die unglückselige, 41 Jahre währende Landesteilung: ein Bruderzwist im Hause Württemberg als Ursache, dazu eine südliche Landeshälfte, wo in Urach Graf Eberhard im Bart, Württembergs «geliebter Herr» für den Gegenbischof plädierte, in Stuttgart die Residenz einer nördlichen Landeshälfte, zu der wir gehörten, wo Graf Ulrich der Vielgeliebte, ein politisch tappiger Landesvater regierte und für den rechtmäßigen Bischof von Konstanz eintrat, dies jedoch nicht, weil ihm dies höhere politische Weisheit eingab, die ihm zeitlebens abging, sondern weil sein Uracher Rivale, der Neffe Eberhard, es mit dem andern hielt. Ein Jahr vor der Ditzinger Kirchweihe hatte Eberhard 1477 die hohe Schule des Landes in Tübingen gegründet, dort zog die junge Intelligenz hin, auch die aus Ulrichs Land, der erste Ditzinger allerdings erst 1494.

Und über allem saß – für Ditzingen unerreichbar fern – ein deutscher Kaiser aus dem Hause Habsburg, Friedrich III., träge, uninteressiert, ohne jegliches politisches Engagement, ein kalter Rechner und Feilscher um das Geld eines, seines deutschen Reiches, das er kaum einmal besaß. Auch er hielt es mit dem Konstanzer Gegenbischof aus dem Hause Waldburg, einfach deshalb, weil da mehr Geld im Spiele war. Ulrich, unser Landeschef, schlug sich in dieser düsteren Affäre auf die Seite des Papstes in Rom. Doch der war, wenn er auch damals nicht nach

Afrika oder Amerika reiste, fern, und der Kaiser war ihm in dieser Sache böse, denn er wollte mit diesem papistisch gestützten Ludwig von Freiberg nichts zu tun haben. Eines Tages erhielt Ulrich ein kaiserliches Schreiben datiert vom 22. April 1476, daß ihm das gesamte Zolleinkommen entzogen werde, weil er zum rechtmäßigen Konstanzer Bischof halte. Ein Vierteljahr später war der Stein des Anstoßes ausgeräumt: Ulrich kuschte. So erhielt der junge Bischof von Konstanz die Nachricht, auch Ulrich der Vielgeliebte von Württemberg könne sich seiner Sache nicht mehr annehmen.

In unserer nördlichen Landeshälfte ging der Staat bankrott. 200 000 Gulden war die Summe, die man nicht mehr hatte, für die das Land erhalten mußte. Mitten im Bau dieser Konstanzer Kirche platzte die neue «Beisteuer» hinein. Die Steuerschraube wurde – wie immer, wenn der Staat kein Geld mehr hat –, höhergedreht. Wen traf sie am härtesten? Die Landbevölkerung, die Bauern. Und in Ditzingen saßen dazumal nur Bauern. Wenn ein halbes Jahrhundert später der Sturm des Bauernkriegs ausbrach, den marxistische Historiker auch die erste deutsche Revolution bezeichnen, dann war dies die Antwort auf die bankrotte Staats- und Kirchenpolitik der vorausgegangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte. Das Land kannte keine Demokratie wie heute.

In diese Brisanz der Ereignisse hinein fiel der Bau des neuen Haus Gottes. Der Konstanzer Bischof mußte zur Weihe gebeten werden. Im vorarlbergischen Städtchen Feldkirch war sein neues Asyl, nachdem Radolfzell sich als zu gefährlich erwiesen hatte. Er war weggetrieben aus Angst, man könnte ihm etwas antun, um den Waldburger legal auf den Konstanzer Bischofsthron setzen zu können, den er mit Hilfe des Kaisers und der Fürsten schon so gut wie besetzt hielt.

Jetzt mußte er hinaus in die ihm so schlecht gesonnene, ja feindliche Umwelt. Während hier drinnen während der Weihe der Kirche vom Haus gesungen wurde, das der Herr gemacht, während in der Messe mit dem



Psalmisten gebetet wurde: «Wie lieb ist Deine Wohnung mir, o Herr des Himmels heere, verlangend nach dem Haus des Herrn vergehet meine Seele», während man im Evangelium vernahm, heute sei diesem Haus Heil widerfahren, dachte der Bischof vielleicht an ganz andere Dinge: wie lange würde er sich noch halten können, wann ihn vielleicht – es wäre nicht das erste Mal gewesen – ein gedungener Attentäter aus dem Weg räumen könnte, wodurch seine verlangende Seele nach dem Haus des Herrn ihr Ziel recht vorzeitig erreicht hätte – und dann der Spruch vor und an dieser Kirche, dem man die Jahreszahl 1478 beifügte, der Spruch, an dem der Weihende Bischof vorbeisprechen mußte:

O lieber Mensch, do solt net ane gan  
ein Päter noster solt du uns hie lan  
ach got ist unser so gar vergessen  
mit Almosen und mit Messen.  
Ach lieben freind komend uns ze stur  
mit Gebet und Allmosen in dem Fegfur. 1478.

«Ach Gott, ist unser so gar vergessen». 2 Jahre nach dieser Kirchweihe war er tot, mit 38 Jahren plötzlich dahingegangen, dahingerafft, wie es so beschönigend heißt. «Ach Gott, ist unser so gar vergessen . . .»

Die Konstanzer Kirche ist zu einer Zeit erbaut und konsekriert worden, wo es in der Kirche Gottes nicht nur zuweilen recht stürmisch herging. Almosen, ein Vaterunser-Gebet und Meßstiftungen sollten – so will es unser steinerner Spruch all denen zurufen, die zur Kirche gingen – den armen Seelen im Fegfeuer zuhilfe kommen, «kommend uns ze stur», bringt eine Art Steuer auf, die man der Kirche abführte, um den Seinigen, die aus diesem Leben in das Reich des Todes übergewechselt waren, die zeitweilige Verworfenheit im Inferno zu ersparen, sie dort aus dem reinigenden Feuer herauszupauken. Der Begriff Ablass steht im Raum und wir wissen, daß nicht nur Luther sich an dieser Perversion religiöser Vorstellungen aufgerieben hat. Immerhin: Vor 500 Jahren konnte man hier in

Ditzingen an dieser Kirche als Pfarrherr leben, nicht nur diese Meß-Steuer warf einiges ab. Leben mußte von den Einnahmen – und es strich den größten Anteil für sich ein – das Benediktinerkloster Hirsau, das ja sozusagen oberster Dienstherr dieser Kirche hier war, ein Kloster mit einem großen Namen und einem ebenso gewaltigen Besitz seit dem 11./12. Jahrhundert, auch und vor allem hier. In Ditzingen sollte auch eine große Kirche er-



baut werden, in und an der es an nichts fehlen durfte. Der Pfarrer und seine Vikare, die übrigens in dieser unruhigen Zeit auffallend oft ihre Stellung wechselten, mußten diesen Teil Ditzingens diesseits der Glems geistlich «versorgen». Aber jenen Pfarrer, der 1478 seinem Bischof am Altar bei der Kirchweihe assistierte, hielt es nicht lange hier, er wechselte schon 1484 nach Stammheim über. Und sein Vorgänger muß mitten während des Kirchbaus Ditzingen verlassen haben, um Stadtpfarrer in Wildberg im Nagoldtal zu



werden. Nein, es war keine kontinuierliche Seelsorge möglich; die Hektik der Zeit spiegelt sich auch an und in den von Unstetigkeit gezeichneten Pfarrersleben. Um so wichtiger: ein, nein: das Zelt Gottes unter den Menschen. «Er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird unter ihnen sein als ihr Gott». Botschaft aus dem Reich des neuen Jerusalem . . .

Die Pfarrkinder, meist Bauern, hörten in dieser neuen Kirche nicht nur das Wort des Herrn, sondern lasen an den Wänden die zu Bild gewordene Botschaft von den zehn ägyptischen Plagen, die denen drohen, die an Gottes ewigen Geboten rütteln.

Von Ägypten wußten die Menschen nur soviel, wie das Alte Testament in den Geschichten um Mose vom Pharao und seiner lieblichen Tochter erzählt, vom schrecklichen Absaufen seines Heeres im Roten Meer, aber die Frösche und Heuschrecken, die in rauen Mengen das Land überziehen, das krepierete Vieh, das überall herumliegt, das verstanden die Menschen auf dem Land, mit Viehplagen und -seuchen hatten sie weit öfter als ihnen lieb sein konnte zu tun.

Schutz bot Maria. An der Nordwand dieser Kirche wird Maria als Königin verherrlicht, so wie es der 3teilige Rosenkranz nachzeichnet. Sie ist die Königin, aber auch die große Mutter, die magna mater der Bedrückten, Betrübten, Geschlagenen und Heimgesuchten, sie hat dieses Leben freudig und leidend durchlebt bis hin zu Golgotha. Im Zentrum des Blickfelds aber standen die Altäre, von denen man ja im Stuttgarter Landesmuseum die Seitenaltäre noch bestaunen kann: die Szenen der Wunderheiler Kosmas und Damian, auf der anderen Seite die frauliche Komponente mit der hl. Elisabeth von Thüringen, die selbst Aussätzige, also die Ausgestoßensten der mittelalterlichen Gesellschaft gepflegt hat. Tätige Heilige, nicht verkümmert an Schreibtischen, sondern gestählt durch das und im Leben, hatten eine Botschaft mitzuteilen, die weit über bloßes künstlerisches Dekor hinaus vernommen werden sollte. Und in der Mitte stand das Kreuz . . .

Ditzingen vor einem halben Jahrtausend – ein aus mindestens zwei Siedlungen zusammengewachsenes Bauerndorf im Glemsgau unter der weltlichen Ortsherrschaft der Württemberger mit 76 Herdstätten, d. h. 76 eigenen Familien. Man hatte sich von der Ortsherrschaft einzelner niederadeliger Ortsherren befreit. Die alte Burg war an Kloster Hirsau übergegangen, das an der alten Burgstelle den Vorhof errichtete, heute noch ein ehrwürdiges Denkmal des allmächtigen geistlichen Dorfeinflusses, den ein Kloster ausüben konnte. Daneben noch das Schloß mit dem Wassergraben, damals noch im Besitz derer von Münchingen. Für Württemberg war diese Idylle kein geeignetes, erstrebenswertes Beuteobjekt, zu wenig hätte es der Staatskasse gebracht, vielleicht nur Schulden zur Unterhaltung des Gebäudes. Aber das Dorf war wehrhaft geworden, ein Höfinger und ein Leonberger Tor schützten die Einwohner vor Überfällen. Sie glaubten es wenigstens – und der Glaube versetzt ja bekanntlich Berge. Und es wohnten Menschen dies- und jenseits der Glems. Wenn sie auch nichts erfuhren von Krieg und Frieden, denn Veränderungen solcher Art spürte man entweder am eigenen Leibe oder gar nicht, so wußten sie, wie man auf fruchtbaren Gäuboden, einer Kornkammer des Landes, mit damals noch durch Weinbau gesegneten Abhängen zu einigem Wohlstand gelangte. Freilich: Wohlstand nicht für alle. Hier wählt die Natur allemal aus und sie beschenkt leider nicht alle gleichmäßig mit derartigen materiellen Schätzen unserer Welt. Und es war deutlich – und wird dem deutlich, der gleichsam mit geschichtlichen Augen zu sehen gelernt hat –, daß jenseits der Glems die weniger von Wohlstand beleckten Menschen wohnten, Seldner, Hilfsarbeiter, Fröhner, kleine Bauern, in der Sprache des letzten Jahrhunderts: agrarisches Proletariat. Sie saßen nicht mit den reicheren Bauern sonntags in der Konstanzer Kirche, sondern drückten die harten Bänke der Speyrer Kirche. Nur ihr Adressat war der gleiche Gott, Sohn und Heiliger Geist.

An dieser vergleichsweise armen Speyrer Kirche, gelegen im südöstlichsten Zipfel der



Diözese Speyer, sogen die Dominikanerinnen von Pforzheim den Zehnten heraus, Töchter von meist Hochadeligen, denen aus irgendwelchen Gründen keine eigene Familie beschieden war. Der Volksmund drückte es deftiger aus: die nicht zum Heiraten kamen. Für die seelsorgerlichen Belange genügte ein schlecht besoldeter Vikar. Vollends als um



1430 die beiden Klöster Hirsau und Pforzheim in wüster Weise sich um den Zehnten und vermeintliche Rechte darauf raufte, war der geistliche Friede auf 20 Jahre hinaus verkümmert.

Der aufwendige Kirchenneubau auf Konstanzer Bistumsgrund mußte die andere Seite reizen, so daß man von einem beinahe nahtlosen zeitlichen Übergang von der einen zur anderen Kirche sprechen kann, d. h. als die Konstanzer Kirche fertig geworden war, begann man mit dem Neubau der Speyrer Kirche. Hatte man sich in der Konstanzer Kirche mit dem Architekten Hans von Lochow

sogar einen niederadeligen Kreisen entstammenden Baumeister eingetan, der aus dem Gebiet des Klosters Lorch stammte, so wählte man auf der Speyrer Seite nicht etwa einen Mann, der bescheidenere Honorare forderte, sondern Hans von Urach, bautechnischer Mitarbeiter an Arbeiten in Öhringen (Stiftskirche), Schwäbisch-Hall (Michaelskirche) und Schwäbisch-Gmünd (Heiligkreuzmünster). Nirgendwo wird deutlicher als hier, daß eben kleinere, ärmere Verhältnisse nicht immer zu künstlerisch geringeren oder gar minderwertigeren Lösungen führen müssen. Wir lassen uns heute den Blick dafür etwas trüben, weil wir in dieser Kirche eine hervorragende Innenausstattung präsentieren können und in der Speyrer Kirche drüben innen gleichsam nur noch ein Nichts sichtbar ist, was bekanntlich nicht viel ist. Vielleicht hören wir, wie die erste amtliche Beschreibung dieser Kirche vom Jahre 1852 dieses Verhältnis sieht:

Die Pfarrkirche liegt etwas erhaben am südöstlichen Ende des Dorfes; sie war früher mit einer sehr festen, hohen Mauer umgeben, welche erst 1811 bis zu einer mäßigen Höhe abgetragen wurde. Die Kirche selbst ist ansehnlich, wohl erhalten, im einfachen germanischen Stile erbaut, aber durch einzelne später eingebrochene oblonge Fenster etwas verunstaltet.

Die Speyrer Kirche liegt etwas erhöht auf dem Gottesacker am nördlichen Ende des Orts; in ihr wurden früher bei Leichenbegängnissen die Grabreden gehalten, in neuerer Zeit aber dient sie nur noch bei ungünstiger Witterung zu diesem Zwecke. Sie ist kleiner als die Pfarrkirche, dagegen in architektonischer Beziehung merkwürdiger und schöner. Ihre Bauweise ist die altgermanische.

Vielleicht hatte sich – will man der Sprache der Oberamtsbeschreibung von 1852 folgen – der «schöneren» Kirche Friedrich von Nippenburg, seit 1488 Generalvikar des Bistums Speyer, angenommen?

Auch für die Speyrer Kirche kam der Tag der Kirchweihe, nur bat man sich für den feierlichen Anlaß den zuständigen Bischof von Speyer aus. Setzt man die Vollendung jener



Kirche in die frühen 80er Jahre des 15. Jahrhunderts, dann war es Ludwig Freiherr von Helmstädt, ein gütiger Mann, einer der frömmsten und ausgezeichnetsten Bischöfe Deutschlands, wie ihn Zeitgenossen bewundernd und verehrend nannten. Er hielt sich für «unwürdig zum geistlichen Hirtenamt», obwohl er es bestimmt nicht war, er wollte seinen ihm untergebenen Geistlichen an «innerer Reinheit, Ethaltsamkeit, Ehrbarkeit und sittlichem Anstand» Vorbild sein. Ludwig von Helmstädt's bischöfliches Hirtenideal markiert einen Gegenpol zu seinem jungen Kollegen aus Konstanz: er will die notwendige Reform der Kirche durch das persönliche Vorbild verkörpern. Es war ein vorzüglicher Bischof, der nach Ditzingen auf die andere Seite der Glems kam. Vielleicht hat er dem Schatzmeister der weltlichen Gemeinde nicht durch übermäßigen Appetit zuviel abverlangt. Wir sollten in dieser Stunde jedoch nicht nur den Kirchen und weihenden Bischöfen, dem Land und dem Reich unser Gedenken widmen, sondern auch den Pfarrern. Auf ihnen, ihrem persönlichen Lebensstil, ihrem Verhalten anderen gegenüber, ihrer Verpflichtung gegen Gott und der Kirche, in deren Dienst sie stehen, ihrer Charakterfestigkeit, die sich im Stehen zu einer Sache äußert, auch wenn sie scheinbar nur ein «Häuflein» klein betrifft, durch ihren Verzicht auf persönliche Karriere im Amt und geistliche Würden, vielleicht sogar erkaufte oder erschlichen durch einen Wechsel von einer Seite zur anderen. Entweder wurden sie zu vorbildlichen oder aber mehr und minder angeschlagenen Hirten ihrer Gemeinde. Wir denken dabei an Nikolaus Basellius, wahrscheinlich den geistvollsten Pfarrherrn, den Ditzingen je sah, einen Freund und Schüler jenes Dr. Reuchlin, der seit seiner ersten Ehe mit einer Tochter der hiesigen Familie Müller in Ditzingen oft seinen Urlaub verbrachte und wahrscheinlich ein hochwillkommener Gast im Pfarrhaus an der Konstanzer Kirche war. Und ich denke an Basellius' Gegenpol an der Speyrer Kirche, Peter Knöpfler, der schon als Vikar in Merklingen Bekanntschaft mit dem Gefängnis gemacht hatte, jetzt aber in Ditzingen des Mor-

des angeklagt wurde. Schultheiß Dollinger berichtet, Knöpfler habe einst seinen, Dollingers, Vater erstochen – es ging offensichtlich um eine Frau, Dollingers Mutter.

Wie mag in einem Dorf dieses Nebeneinander wohl aufgenommen worden sein, wieviele fühlten sich – durch Basellius – einerseits in ihrem Glauben und ihrer Kirchlichkeit bestärkt, wieviele andererseits durch den Mörder im Priestergewand abgestoßen und aufgeführt.

Als Knöpfler aus seinem geistlichen Amt entfernt war, und Basellius wieder ins heimatische Kloster Hirsau zurückwollte, setzte man den Hirsauer Pater Rudolf Heim über beide Kirchen ein. Konstanz und Speyer waren sich einig geworden, daß man besser die eine für die andere Seite sorgen lassen sollte, um solches Abgleiten in schiere Kriminalität zu verhindern. Ein paar Jahre später gab es keine katholischen Bischöfe mehr, die über diese Dinge hier zu bestimmen hatten, denn 1534 war der Protestantismus offiziell in Württemberg eingeführt worden. Rudolf Heim trat aus dem Orden und dem Kloster aus, heiratete, zeugte Kinder – eine neue Zeit war angebrochen. Der Verkauf des Pfarrhauses an der Speyrer Kirche im Jahre 1540 läutet das Ende drüben ein. Die Kirche allerdings wurde erhalten, weil sie als Friedhofskirche weiterhin nützliche Dienste zu leisten hatte. War es Heim, der das zu erdulden hatte, was ein Chronist aus diesen Jahren berichtet:

«Kürzlich haben sie einen frommen, redlichen Pfarrer von Tützingen, der all sein Tag ein erbahr und priesterlich Wesen und Leben gefiert hatt, allein darumb, daß ihm ein anderer Priester einen Brief geschrieben, gefänglich genommen und ihn ze Stund ohn alle Gnad und Barmherzigkeit grimmiglich an die Wang geschlagen und ihn da so heftig und so unmenschlich uffgezogen und gestreckt, daß ihm sein Herz hett mögen brechen»?

Oder ich denke an den frühen protestantischen Pfarrer Johann Agricola, der 1558 aus dem Kirchendienst entlassen wurde, weil er Zwingli statt Luther nachgefolgt ist. Brenz, der Reformator Württembergs, gebürtiger Weil der Städter, brachte vor, er habe gehört,



derselbe Agricola lehre, daß auch Schweine, Ochs und dergleichen auferstehen werden. Agricola berief sich auf Römer 8 von der seufzenden Kreatur. Die Folge: das peinliche Verhör eines Pfarrers vor seiner Kirchenbehörde. Auch nach den geistlichen Daumenschrauben beharrt Agricola auf dem Standpunkt, unterzeichnete nicht das Papier, das man ihm vorlegte. Man drohte ihm daraufhin mit der Entlassung. Nach Ditzingen zurückgekehrt, überlegte er sich sein Verhalten nochmals – er muß auf sich und seine Familie schauen. Wenn in der Entlassungsurkunde der Passus steht: «wegen Zwinglianismus entlassen», dann kann er nirgendwo als Geistlicher mehr unterkommen. Sieben Tage später stand er wieder vor Brenz, der reumütige Pfarrer von Ditzingen, nahm praktisch alles zurück, auch Römer 8 von der seufzenden Kreatur. Doch Brenz will nicht. Auf der Stelle wird Agricola entlassen, auch keine Abschiedspredigt darf er mehr halten. Die sogenannten «Nestbeschmutzer» haben es alle Tage schwer gehabt, auch wohl in der Kirche.

Ein anderes Pfarrerleben:

Nikolaus Schrepfer, dem die evangelische Gemeinde in Blaubeuren verdankt, daß sie dank seiner anfeuernden Unterstützung im 30jährigen Krieg bei der Lehre Luthers blieb: alle Einwohner hatten sich dort verpflichtet, auch durch keinen Zwang veranlaßt sich dem Glauben ihrer Väter zu entfremden.

Wir können das Rad der Geschichte zurückdrehen, vor die Zeit um 1480, die uns immer weiter ins Dunkel der Jahrhunderte entschwindet, bis ein tiefer Nebel sich auf unsere Fähigkeit, Historisches zu erkennen, senkt. Wann und wo «die Ditzinger», unsere alemanischen Urvorfahren, Gott erstmals angebetet haben und nicht mehr die Götter, die Menschen in Gerlingen, Münchingen, Schöckingen, Heimerdingen, Hemmingen, das wissen wir nicht. War das ein einfacher Holzbau, gerade recht, um Regen und Schnee abzuhalten, eine Baracke, oder spielte sich Gottesdienst auch im Freien ab? Wer waren die namenlosen Priester, die hier missionierten, lange bevor ein Kloster Hirsau existierte? Was taugten diese Seelsorger? Woher hatten sie das Wissen,

das notwendig ist, um Menschen auf ihr Fragen und Suchen, auf Trotz und Abwehr, auf Aggression und Zerstörung zu antworten? Wir nehmen alle an, daß unsere Vorfahren weder sorgenfrei noch sorgenlos gelebt haben – wie standen sie zum Seelenhirten, wie stand er zu ihnen? War er immer der Pastor bonus, der gute Hirte, der nach dem verirrtten Schäflein sucht, wenn nötig, Tage? Und was stand hier, bevor die Konstanzer Kirche in der späten Gotik erbaut wurde, bevor drüben die Speyrer Kirche nachfolgte? War das eine heimelige kleine romanische Dorfkirche, wie wir sie z. B. in manchen Schwarzwaldorten noch vorfinden? Der Fragen gibt es kein Ende. Die Antworten bleiben aus.

Was mag das für ein Einbruch gewesen sein, als um 1100 das Kloster Hirsau – für Ditzingen eine neue, unbekannte Größe – sich der Marienkirche hier annahm, vielleicht gewaltsam, wie es manchmal Hirsauer Art war, oder im vollen Einvernehmen mit dem Bischof von Konstanz? Und wie kamen die adeligen Pforzheimer Nonnen in das gesittliche Besitztum der Speyrer Kirche, wie schafften sie es, dort Fuß zu fassen? Und wem verdanken wir es, daß jener fränkische Patron, der hl. Lambert, verschwand, um nach Jahrhunderten gläubiger Verehrung einem heiligen Jungfräulein, Margarethe, Platz zu machen, deren Verdienst wohl ausschließlich darin zu suchen ist, daß sie stets ihre Jungfräulichkeit gegenüber dem Teufel bewahrte und derohalben als Patronin bei Geburtsnöten angerufen wurde?

Fragen über Fragen. Wir können sie lediglich stellen, jedoch nicht beantworten. Wir finden den passenden Schlüssel zu dieser unserer Vergangenheit nicht mehr, wir stehen und bleiben draußen vor der Tür. Kein Licht strahlt in diese ägyptische Finsternis der Geschichte vor 1480 hinein.

500 Jahre Kirchen in Ditzingen. Ist dies nun ein breiter Wirrwarr, ein historisches Chaos oder können wir noch (gerade in diesem Raum) darauf hoffen, daß der Herr der Geschichte auch unser Tun beeinflußt oder gar lenkt? Sind die beiden Kirchen nicht doch mehr als nur vorzeigbare Museumsstücke, aufgemacht und aufgefrischt für Gottes-



dienste, Konzerte, Trauerfeiern?

Suchen wir darauf eine bündige Antwort, so kann sie im Angesicht der Geschichte nur lauten: Unsere Vorfahren haben vor fünf Jahrhunderten diese beiden Kirchen unter den widrigsten Umständen gebaut, weil es – und das ist ein äußerlicher Grund – die Baumode der Zeit gebot, Kirchen in spätgotischer Form zu erstellen. Man konnte den alten Stil, der aus der Romanik erwachsen war, nicht mehr sehen, man wollte nicht mehr die dunkelgetönten düsternen Kirchen, den mächtigen, alles erschlagenden Stein, sondern das Aufgelockerte, Aufgelöste, das Licht, das durch die breiten Kirchenfenster auch wenn sie vom Glasmaler geschmückt und getönt waren, strömen konnte. Die Menschen suchten nach einer oft nur genannten, nie definierten Freiheit, nach ihrer Individualität – und wer sagt, das könnten Bauern nicht, der kennt nicht diese Menschen, die in ihrem schweren Beruf mehr Zwiesprache mit dem Herrgott und der Natur, die ihnen anvertraut war, hatten als die Stadtmenschen zusammen.

Und sie dachten bei dem sie nervenden Kirchenbau an die Mauer. Wir kennen heute diesen Begriff fast nur noch von dem schändlichen Symbol eines anderen deutschen Staates. Daß diese Mauer um beide Kirchen lebensnotwendig, weil lebenserhaltend war, weil diese aufeinandergeschichteten und -gefügtten Steine mit den kleinen einliegenden Vorratskammern, den Gaden, das Weiterleben und Überleben in Kriegszeiten erst möglich machten, darum zogen sie die Kirchmauer um das Haus Gottes und ihre Toten herum. Tod und Leben verschränkten sich im Diesseits. Darum haben sie die Opfer von den unvermeidlichen Geldspenden bis zu den härtesten Fronarbeiten, die nicht nur am Samstag als Gemeinschaftsleistung oder Schwarzarbeit zu absolvieren waren, auf sich genommen, weil sie in der Kirche ihre geistige Heimat sahen oder zumindest sie dort suchten. Keine Raupe, kein Sattelschlepper, keine Kräne fuhren vor, als Altes abzureißen und Neues aufzubauen war, kein LKW karnte unermüdlich seine Drecklasten auf eine Erdmülldeponie, niemand kannte die Bautechnik heutiger Aus-

formung. Es war alles, vom ersten Spatenstich bis zur letzten Dacharbeit, von der inneren Ausfertigung bis zur Anbringung unserer so geschichtsträchtigen Jahreszahl 1478 am ehemaligen Beinhaus Hand- und Knochenarbeit, in Sonne, Hitze, Kälte, Schnee, Regen und Eis.

500 Jahre gingen hier Menschen aus und ein, Gläubige, Suchende, Verzweifelte, Hoffende, Ausgeflippte, Ungläubige, Fromme, Brave, Heiligmäßige, Scheinheilige, Aggressive – die Palette reicht nicht aus, sie zu charakterisieren. Machen wir es uns einfacher: Menschen wie wir. Diese vielen Menschen sind das unbekannteste Kapitel in der Geschichte der beiden Kirchen. Generationen kamen, Generationen sanken dahin, vergessen, ausgelöscht, in keinem Buch der Geschichte verzeichnet. Wenn, überhaupt, dann sind es die Tauf-, Ehe- und Sterbebücher des Pfarramts, die sie festgehalten haben. Diesen unbekannt Menschen soll unser letztes Gedenken in diesen Minuten gelten, denn sie spiegeln sich in uns. Lassen Sie mich dieses Gedenken umschreiben mit dem Text eines schwäbischen Dichters, den die Schwaben so gut wie nicht mehr kennen, Wilhelm Schussen:

Ich wachte ohne Licht  
wohl eine halbe Nacht,  
und las am Uhrgewicht  
und habe Schweres nachgedacht.

Ich habe Schweres nur  
gedacht und keinen Weg  
und keiner Hilfe Spur  
gesehen, keinen Steg.  
Ich lag und starb schon gar.  
Und fühlte plötzlich dann,  
wie es so leicht mir war,  
daß ich's nicht sagen kann.  
Ich war wohl nicht allein,  
es ging wohl durch die Nacht  
noch irgendwie ein Schein,  
der mich so hell gemacht.

Ich wünsche Ihnen, uns allen, diesen Schein,  
der so hell macht, heute, morgen und in aller  
Zukunft, da in Ditzingen Kirchen stehen.